

Brechlbäder – Saunavorläufer

im bayerisch-österreichischen Grenzraum – Von Franz Liebl, Vachendorf



Ehemaliges Brechlbath in Axdorf bei Traunstein

(Foto: Franz Liebl)

Das Schwitzbad ist als Therapeutikum und beliebtes Pflegemittel allgemein geschätzt. Hat man sich seit alters schon wegen seiner wohltuenden und heilenden Wirkung bedient, so weiß man heute genau um den medizinischen Wert dieser hyperthermischen Therapie. Wenn auch in unserem Kulturkreis über einen langen Zeitraum das Schwitzbad in Vergessenheit geraten war, so blieb es doch bei den Naturvölkern in der nördlichen Hemisphäre ohne Unterbrechung bis in die Gegenwart zu einer lebenswichtigen Einrichtung.

Über das Schwitzen selbst und seine weltweite Verbreitung mit allen Differenzierungen und Abstufungen ist an anderer Stelle erschöpfend geschrieben worden, so daß hier nicht näher darauf eingegangen werden soll. Es möge die kurze Fest-

stellung genügen, daß es einst dem gesamten ostgermanisch-slavischen Raum zu eigen, im Westen mehr oder weniger unbekannt war.

So ist es verständlich, wenn man im bayerisch-österreichischen Grenzraum – und darüber hinaus im ganzen Ostalpenraum – noch eine Anzahl dieser Bauern-Badstuben, im Volksmund »Brechlbäder« genannt, vorfindet.

Das Brechlbath diente einst als Schwitzbad

Die Badstube war ein wichtiger Nebenbau des Gehöfts, ein erdgeschossiger Blockbau mit überdachtem Vorplatz. Diese der bekannten Sauna verwandten Schwitzbäder, bei denen der Dampf durch Besprengen der heißgemachten Steine erzeugt wurde, sind schon in der Lex Bajuvariorum,

dem ältesten Rechtsbuch der Baiern aus dem 8. Jahrhundert, erwähnt und waren teilweise bis ins 18. Jahrhundert gebräuchlich. Lediglich die Ecke, in der der Steinofen stand, war massiv aus Bruchsteinmaterial in einfacher ländlicher Technik gemauert. Die Feuchtigkeit der Luft wurde durch Wasseraufgüsse auf dem Steinofen erzielt.

Nicht über die einst weit verbreiteten öffentlichen Badstuben, wie sie bereits für Salzburg im 13., für Laufen im 14. Jahrhundert überliefert sind, soll hier berichtet werden. Es soll vielmehr die Rede sein von den bäuerlichen Privatbädern, die, wie der Salzburger Archivdirektor Hofrat Dr. Herbert Klein in seiner Arbeit »Die Sauna in Altsalzburg« (Salzburger Bauernkalender 1960) schreibt, »einst bei uns genau so reichlich vertreten waren wie jetzt noch in Finnland. Noch heute finden sich bei zahlreichen Bauernhöfen unseres Landes, besonders im Gebirge, aber auch im Flachland – wegen Feuergefahr abseits von den Hauptgebäuden – kleine Holzhäuschen mit Öfen, an denen noch der Name »Badstube« haftet. Freilich werden sie als solche nicht mehr verwendet«. Herbert Klein sagt weiter, daß die einstige Bestimmung dieser Bastuben »derart in Vergessenheit geraten« sei, daß »man schon bestritten hat, ob sie überhaupt je zu Badezwecken verwendet wurden. Sie seien von jeher nur »Brechlbäder« zum Dörren des Flachses gewesen«. Tatsächlich wurden diese Gebäude ursprünglich auch, später allein, zur Vorbereitung des Flachsbrechens verwendet. Der Name »Bad« blieb ihnen.

Herbert Kleins Untersuchungen konzentrierten sich auf das Vorkommen der Badehäuser in den südlichen Teilen Salzburgs und auch jenseits der Tauernkette im Kärntner Mölltal. Er meint, daß der Raum nördlich und südlich der Tauern um den Großglockner und den Sonnblick (Rauris-Taxenbach) das letzte Rückzugsgebiet des Brauches in den Ostalpen und damit im ganzen deutschen Sprachgebiet war. Auf der von Klein abgebildeten Karte sind die ehemals salzburgischen Orte Oberbayerns, zum Beispiel Laufen und Tittmoning, als Schwitzbäder »nur mehr in Resten« signiert.

Ein Bericht aus dem Rauriser Bezirk vom 18. Juli 1793 spricht noch davon, daß »fast bei jedem Bauern sich ein von Holz gebautes Schwitzbad befindet. Beinahe würden solche (in Rauris) die Zahl von 100 ausmachen«. Die Beschreibung geht bis ins einzelne: »... der in solchen Schwitzbädern ganz gemauerte Ofen, worauf Kieselsteine von mäßiger Größe liegen, wird stark geheizt, und das Hausgesinde, männlichen und weiblichen Geschlechts separiert, bereitet sich vorher durch Branntwein und Midrität zur Ausdünstung, stellt sich ganz nackend auf die darin angebrachte Bank. Dann wird warmes Wasser auf die erhitzten Kieselsteine des Ofens gegossen, welches einen unleidentlichen Durst verursacht, ... endlich der Körper des Badenden in die Zichtigung genommen, mit warmem Wasser begossen und derb herabgewaschen ...«

Midrität, »Mithridat« geschrieben, auch Theriak genannt, war damals eine beliebte Universalmedizin. Der Name leitet sich her von dem berühmten König Mithridates am Schwarzen Meer (132-63 v. Chr.), der den Römern zu schaffen machte. Um gegen Vergiftung immun zu werden, gewöhnte er sich an verschiedene Arten von Giften. In der zwei-

ten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebten noch viele Zillertaler wandernd vom Handel mit ätherischen Ölen und Mithridat oder Theriak. Er wurde hauptsächlich aus Honig, Nelken und etwas Opium hergestellt und diente vor allem als Schlafmittel für Kinder.

Auf der Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung in Burghausen an der Salzach im Jahre 1951 berichtete der Grazer Volkskundler Viktor von Geramb über die Rauchstuben, zum Beispiel des Salzburger Lungaus, mit ihren großen Öfen, die »nicht nur Back-, sondern auch ... noch Badeöfen waren, in denen ganz wie in der finnischen Sauna ... das allwöchentliche Schwitzbad bereitet wurde ...«

In seinem Beitrag hat Rolf Robischon zur Geschichte der Sauna »Bauern-Badstuben am Högl« (erschieden in den »Freundeskreis-Blättern des Freilichtmuseums Südbayern e. V.«, Heft 2, Juni 1975) auch den Nachweis erbracht, daß die »Brechlbäder« als Saunavorläufer anzusehen sind. 1962 inventarisierte er im Bereich der sogenannten Höglödörfer des Rupertiwinkels, Gemeinde Aining, bei einer Anzahl von Weilern und Einöden die dort noch vorhandenen »Brechlbäder«, wobei er sie fotografierte, zeichnete, beschrieb und aufmaß. Der eigentliche Sinn dieser Inventarisierung, deren Initiator der Architekt Dr.-Ing. Justinus Bendermacher war, war die Dokumentation der ländlichen Volksarchitektur, deren Untergang bekanntlich nicht mehr aufzuhalten ist. Die gesamte Inventarisierung, alle Zeichnungen und Fotos sind deponiert im Hauptstaatsarchiv des Landes Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf, Prinz-Georg-Straße. Es wurden inventarisiert die Weiler Ulrichshögl, Thundorf und Rabling – zusammen mit den umliegenden Einöden – im ehemaligen Landkreis Laufen. Von den zwei bemerkenswertesten Objekten dieser Art, das »Moarbrechlbad« und das »Müraker-Brechlbad«, in Blockweise errichtet, fand Rolf Robischon zehn Jahre nach der Inventarisierung nur noch das zweite vor, allerdings schon in recht schlechtem Zustand; das »Moarbrechlbad« war bereits dem Erdboden gleichgemacht. Auch das Brechlbad bei der Einöde »Hinterauer Hansl« war inzwischen ebenfalls vernichtet, was besonders zu bedauern ist, als in ihm die Ofenanlage noch vollkommen erhalten ist.

Angeregt durch verschiedene Veröffentlichungen auf diesem Gebiet, hat der Landarzt Dr. Bruno Friton von Laufen in Oberbayern nach dem letzten Krieg im Rupertiwinkel, jenem Teil des Chiemgaus, der zwischen Traun und Salzach dem Gebirge vorgelagert, ehemals dem Erzbistum Salzburg untertan, im Norden etwa von Tittmoning, im Süden von Traunstein begrenzt wird, entsprechende Untersuchungen angestellt.

In Nr. 50 (1942, S. 1066) der »Münchener Medizinischen Wochenschrift« fand er den ersten Hinweis auf das Vorhandensein diverser »Badstuben« in Bayern, Tirol und Kärnten wie darauf, daß im Fränkischen zum Beispiel in Schwarzhessellohe als äußersten Ausläufer in alten Bauernhäusern, gelegentlich an den Öfen angebaut, sogenannte »Schwitzkabinetlein« zu finden sind, eine Angabe, die der »Monumenta Bavariae« entnommen war, der damals erschienenen ersten Heimatkarte aus dem Verlag Callway. Der betreffende Band der

»Monumenta Bavariae« enthielt unter anderem eine Planskizze wie auch eine Abbildung eines solchen Schwitzkabinettleins.

Für Bruno Friton gab es nach dem Studium der einschlägigen Literatur und bei seinen Forschungen im Rupertiwinkel, wo er noch allenthalben sogenannte »Brechlbäder« vorfand, keinen Zweifel, daß diese saunaähnliche bäuerliche Badstuben darstellen.

Er konnte in Laufens näherer Umgebung noch Brechlbäder in folgenden Gemeinden beziehungsweise Orten feststellen (eingeklammerte Zahlen sind die Entfernungen in Kilometern vom Arztsitz Laufen aus): Heining: Daring (2,6), Fisching (3,6), Gastag (4,2), Lepperding (2,9), zwei in Moosham (3,3), Niederheining (3,4), Oberheining (2,9), Tannberg (3,9); Kirchsanschöring: Bernreut (11,0), Elham (9,3), Grainach (11,2), Hof (7,8), Herrnöd (8,7), zwei in Kirchanschöring (7,8), Lackenbach (8,8), Scharam (12,0), Schwaig (8,8), Watzing (11,7); Leobendorf: Arbisbichl (1,5), Berg (4,6), Biburg (2,2), Ehmoosen (7,5), Esing (4,9), Emmering (7,2), Friedelruth (7,6), Froschham (2,4), Gaisbach (7,6), Höfen (4,5), Hetzling (3,6), Hungerberg (7,4), Kulbing (4,4), Pfaffing (3,9), Röderberg (6,8), Rudholzen (7,9), Schnapping (2,9), Stegen (5,6), Stockham (2,9), Straß (3,6); Saaldorf: Abtsdorf (4,9), Berchtolding (7,4), Brunnthal (6,2), Fischer (4,9), Kemating (10,6), Moosen (13,0), zwei in Steinbrünning (6,8), Saaldorf (6,9); Surheim: Gausburg (5,9), Hausen (7,8), Gerspoint (7,9), Surheim (8,0), Triebenbach: Mayerhofen (1,0), Triebenbach (4,3).

Der Verfasser hat in seinem engeren Chiemgauer Heimatbereich westlich Traunstein in der gleichen Absicht Erhebungen über das Vorhandensein von Brechlbädern angestellt und ist zu gleichen Ergebnissen gelangt. Als ältestes Brechlbäd wäre hier das hölzerne, aber bereits in den zwanziger Jahren abgerissene in Einharting aufzuführen. Alle übrigen im folgenden verzeichneten Brechlbäder weisen Massivbauweise auf, deren Vorläufer mit Sicherheit Holzkonstruktionen waren. Brechlbäder in Massivbauweise gibt es noch in Tinnerting beim Steiner-Bauern (der Wagner-Bauer hat seines 1976 abgebrochen), in Axdorf und Bergen bei Erlstätt, Avenhausen (zwischen Bergen und Staudach) und Eckering bei Grabenstätt. Verschwunden sind in jüngerer und jüngster Zeit die Brechlbäder in Spielwang, Mühlen, Geiselprechtung und Vachendorf.

Kulturgeschichtlich bedeutsam ist die Tatsache, daß die oben mit einer dichten Decke geschlossene Schwitzbadestube der alten Zeit das Modell für

den Wohnraum mit Stubendecke abgab. Der Westgermane kannte nur den Raum mit offenem Dachstuhl, in dem er sich am offenen Feuer wärmte (Strahlungswärme). Der Rauch zog ab durch das Dach.

Das Ende des bäuerlichen Privat-Schwitzbades

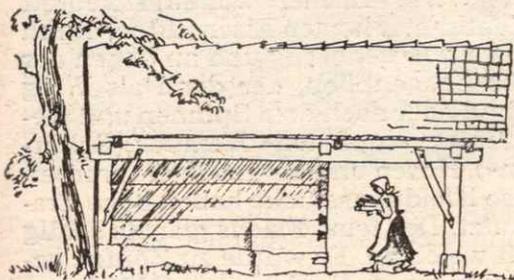
Waren in der alten Heilkunde die sehr geschätzten Schwitzkuren allgemein im Schwunge, so glaubten behördliche Stellen ausgerechnet in der Aufklärungszeit aus »gesundheitlichen Gründen« gegen diese Volksbäder einschreiten zu müssen. Sicherlich hatte man hier die Beseitigung der Ansteckungsgefahr im Auge.

Herbert Klein hat anhand von archivarischen Belegen nachgewiesen, daß man zuerst in den Städten, dann auf dem Lande wegen des Verstoßes gegen die guten Sitten, der Angst vor Ansteckungsgefahr, der Holzverschwendung durch Holzbrand in den Öfen und der badeindlichen Modeströmung von dem Schwitzbad abkam.

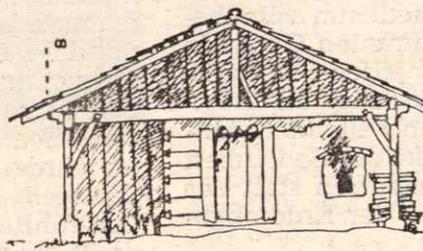
Die einst weit verbreiteten öffentlichen Badstuben, wie sie im 13. und 14. Jahrhundert bestanden und wo es Heißluftbad und Wasserbad schon immer beieinander gab – in einem Vers aus dem Jahre 1395 heißt es: »... daz man findet zwaierlei: Peder nach der gmainen sag: Swaispad und auch waserpad...« – hatten bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch die von Frankreich nach Deutschland eingeschleppte Syphilis, eine venerische Krankheit, gegen die man keinen Rat wußte, von der man aber vermutete, daß sie unter den Badenden verbreitet werde, eine Zurückdrängung, ja oft ein unrühmliches Ende gefunden. Daran starb ein Stück Kultur; Kultur des Leibes. Verständlich, daß die Leute, die mit dem Baden zu tun hatten, die Bader, denen damals nahezu die ganze chirurgische Medizin überantwortet war, als »unehrliche Leute« galten. Heißt es doch bei Hans Sachs im 4. Akt der »Ungleichenen Kinder Evas« von den sechs ungeratenen Söhnen:

»Welch eine ungläubige Rotte,
Die ganz und gar nichts hält von Gotte,
Auch nicht vom Glauben und Gebet...
Derhalben müsset ihr auf Erden
Mühsel'ge harte Leute werden,
Wie Bauern, Häusler, Schäfer, Schinder,
Badknecht, Holzhacker, Besenbinder...«

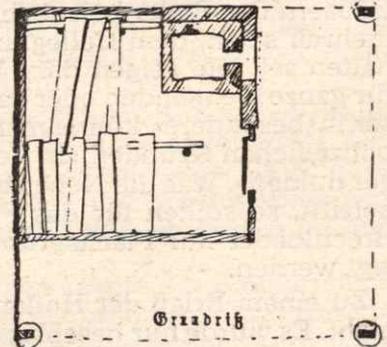
War das gemeinsame Baden aus Angst vor Ansteckung durch die »Franzosenkrankheit« in Verurteilung geraten, so übte auf der anderen Seite ein kräftiges Schwitzbad oft eine heilende Wirkung auf diese Lustseuche aus, da bei einer gewissen hohen Körpertemperatur deren Erreger abstarb, was schon



Seitenansicht



Vorderansicht



Grundriß

Badstube in Hausen bei Laufen

den mittelamerikanischen Indianern bekannt war und 1508 von dem Arzt Johannes Benedictus empfohlen wurde.

Die bäuerlichen Privat-Schwitzbäder bestanden aber weiter. Eine von der Salzburger Hofkammer im Jahre 1793 veranstaltete Umfrage hat ergeben, daß das Schwitzbadewesen im 18. Jahrhundert im Salzburgischen noch gebräuchlich, wenngleich schon dem Aussterben nahe war.

Aus den jeweiligen Antworten der einzelnen Pfleg- und Landgerichte ist zu ersehen, daß sich damals die Schwitz- und im Zusammenhang damit die Schröpfungsbäder tatsächlich in verschiedener Art noch besonderer Beliebtheit erfreuten, darunter auch in der Form der finnischen Sauna. Aus den Belegen geht hervor, daß nach dem Schwitzbad das Begießen des Körpers mit warmem Wasser üblich war, was eigentlich schon als Degenerationerscheinung anzusehen ist; der Abkühlungseffekt durch das früher gebräuchliche kalte Wasser war vergessen. Die bäuerliche Landbevölkerung jedenfalls hat den Wert des Schwitzbades, wie die verbürgte Umfrage zeigt, noch lange gewürdigt und trotz behördlicher und kirchlicher Einschränkungen – es gab auch Badstuben für die weitere Dorfgemeinschaft, gegen die man wegen der »Gefährdung der Sittlichkeit« einschritt – die Gesundbrunnen in den vielfach unterschätzten »Reinigungsarten« erkannt.

Unter den wenigen Stimmen, die sich zugunsten des alten Badewesens erhoben haben, war die des Landschaftsphysikus zu Radstadt, Dr. Ignaz Niederhuber, dessen Gutachten vom 7. Oktober 1793 dem Bericht des Pfliegerichts Radstadt beiliegt. Niederhuber verurteilt zwar auch »die in den älteren Zeiten der Arzneikunde herrschenden Schwitzkuren, mittels welcher man damals alles Gift der Krankheiten durch die Schweißlöcher mit oder ohne Willen der Natur aus dem Körper zu schaffen suchte«, bedauert aber, daß, »als endlich das Licht der Vernunft und die Erfahrung diese Finsternisse zerstörte und all die Mordkuren, alle die Theriake, Begoarden, Pestessenzen und Schwitzöfen aus den Rezepten der Ärzte und Offizinen verjagte«, auch die Schwitzbäder aus der Gewohnheit kamen, »weilen man ihren wahren Vorteil miskannte«. Und mit warmen Worten preist er den Nutzen dieser »Qualm- und Dunstbäder« namentlich für das Landvolk zur Förderung der Reinlichkeit und zur Verhütung aller mit Unsauberkeit zusammenhängenden Krankheiten.

Das Ergebnis der Rundfrage von 1793 wurde in einer Hofratkammersitzung am 15. April 1794 mitgeteilt. Das Votum lautete dahin, daß die Entscheidung, ob die öffentlichen Schwitzbäder in den Häusern der Bader beizubehalten oder gar zu vermehren seien, dem Collegium medicum vorzubehalten sei. Die »eigen dazu bestimmten Gebäude für ganze Gemeinden oder gar für jeden Gutsbesitzer insbesondere« könne man aber auch aus forstpolizeilichen Gründen »in keinem Falle mehr länger dulden«. Was die Nebenzwecke der Badstuben betrifft, so sollten für das Flachsdörren statt der Brechlbäder nur Flachsgruben in der Erde angelegt werden.

Zu einem Erlaß der Hofkammer kam es jedoch nicht. Es wurde nur beschlossen, für den Hofrat als Stelle für innere Angelegenheiten einen Aktenaus-

zug anfertigen zu lassen. Aber auch ohne das behördliche Einschreiten gegen die öffentlichen Badstuben dürfte hingegen deren Stunde schon durch das kirchliche Verdammungsurteil bald geschlagen haben. Zwangsläufig fügte sich dann auch das Bauernvolk und gab das angeblich sittengefährdende Schwitzbad auf. Wann aber genau in der letzten davon das Wasser noch einmal zischend über die heißen Steine sich ergoß, werden wir allerdings kaum jemals erfahren.

In der mündlichen Überlieferung lebt die Erinnerung an das bäuerliche Schwitzbad nicht mehr fort. Vielleicht handelt es sich nur um den seltenen Einzelfall, wenn Rolf Robischon von einer Begebenheit im Feichtingerhof in Haslau, Oberösterreich, berichtet. Als er die Bäuerin fragte, wie man denn das kleine freistehende Nebengebäude des stattlichen Hofes nennt. »'s Bad«, sagte sie! Hier in dieser konservativen Mondseelandschaft trug es noch den Namen, den es 1200 Jahre in dieser Region getragen hatte. Das kleine Gebäude ist natürlich nicht älter als 200 Jahre. Es heißt dort gewöhnlich »Hoarbad« (Hoar – Flachs).

Das Brechlbader als Flachsdörre

Im Chiemgau hatte jede Ortschaft und auch jeder Weiler mindestens ein Brechlbader. Innen neben dem Eingang stand ein Stein- beziehungsweise Kachelofen, der von außen mit Holz geheizt wurde, und zwar die ganze Nacht hindurch. Tags zuvor hatten die Leute ihren Flachs (»Hoar«) bereits auf die Stangenroste gelegt, die an der Decke von Eisenhaltern (mit Ring) getragen wurden. Der Abstand zwischen den Stangen betrug etwa 40 Zentimeter. Da der Flachs nach dem Riffeln (Entfernung der Samenkapseln) und der Tauröste (Zerstörung des Klebstoffs durch Gärungsprozeß) noch steif war, konnte er auf den Stangen gut quer gelegt werden. Nun ließ man ihn in der glutheißen Luft des Brechlbades dörren, bis die Holzteile ganz brüchig wurden und leicht entfernt werden konnten. Die »Baddirn« (Magd) reichte die Büschel durch das Fenster neben dem Eingang heraus, was sehr anstrengend war und wobei sie ins Schwitzen kam. Dabei fielen die gröberen Holzteile ab. Der überdachte Brechlbader an der Stirnseite schützte gegen Regen. Da der Flachs noch nicht ganz sauber war und wieder Luftfeuchtigkeit angezogen hatte, kam er nochmal ins Brechlbader zum Trocknen. Diesmal wurde er auf die Stange gehängt, weil er wegen seiner Geschmeidigkeit nicht mehr quer gelegt werden konnte. War er wieder trocken, entfernte man mit einer leichten Brechel noch anhaftende Holzteile. Durch Schwingen mit Schwingscheit oder Schwingrad und Hecheln (»Hacheln«) wurde er vollends gereinigt. Die »Hachel« war ein Holzbrett mit lauter 20 Zentimeter langen Eisenstiften, durch die man jeweils ein Büschel zog und an denen der mindere Flachs hängenblieb, der dann als Werg Verwendung fand oder nach dem Spinnen und Weben zu sogenannten »rupfenen« Hemden, Schürzen (»Schabern«), Hosen und dergleichen verarbeitet wurde. Diese Kleidungsstücke haben beim Tragen recht gekratzt. Der feine Flachs glänzte seidig und fühlte sich weich an. Er wurde zu Zöpfen gedreht. Im Winter spannen die Frauen und Mädchen den Flachs zu Fäden. Die Dirndl begaben sich auf die Rockenreise (»Rockaroas«) zu einem vorher verabredeten Bauern, wo die Arbeit in lustiger Ge-

meinschaft leicht von der Hand ging. Der Weber kam mit seinem Webstuhl in die Stör. Er stellte ihn in der Stube auf und blieb zwei bis drei Wochen. Das Leinen wurde in der warmen Jahreszeit gebleicht. Die Ballen wurden sorgsam aufbewahrt und nach Bedarf zu Wäsche und Kleidungsstücken verarbeitet. Die »harbenen« (schönen) Hemden trugen sich angenehmer als die »rupfenen«. Leinenballen bildeten auch einen Teil der Mitgift für die Töchter.

Erhaltungswürdig im Sinne der Denkmalpflege

Heute sind die Brechlbäder, diese »kleinen, äußerlich unscheinbaren Zeugen der Volksarchitektur«, nur noch in Resten vorhanden. Seit dem Ende des letzten Krieges hat im Zuge der Ortserweiterungen und des Straßenbaus, aber auch wegen Baufälligkeit ein Brechlbadersterben eingesetzt, das leider noch anhält. Natürlich dienen sie schon längst nicht mehr, wie in früheren Zeiten, der

Flachsaufbereitung, sondern fast durchweg als Abstellraum für landwirtschaftliche Geräte beziehungsweise als Wagen- oder Lagerschuppen, aber auch als Unterstand für Kleinvieh. Die meisten sind stark verändert oder verfallen. Ist eines dann einsturzgefährdet, wird es oft wegen der hohen Instandsetzungskosten einfach abgebrochen. Im Sinne der Denkmalpflege ist das zu bedauern. Nur dort, wo sie noch einen Zweck erfüllen, darf man hoffen, daß sie erhalten bleiben.

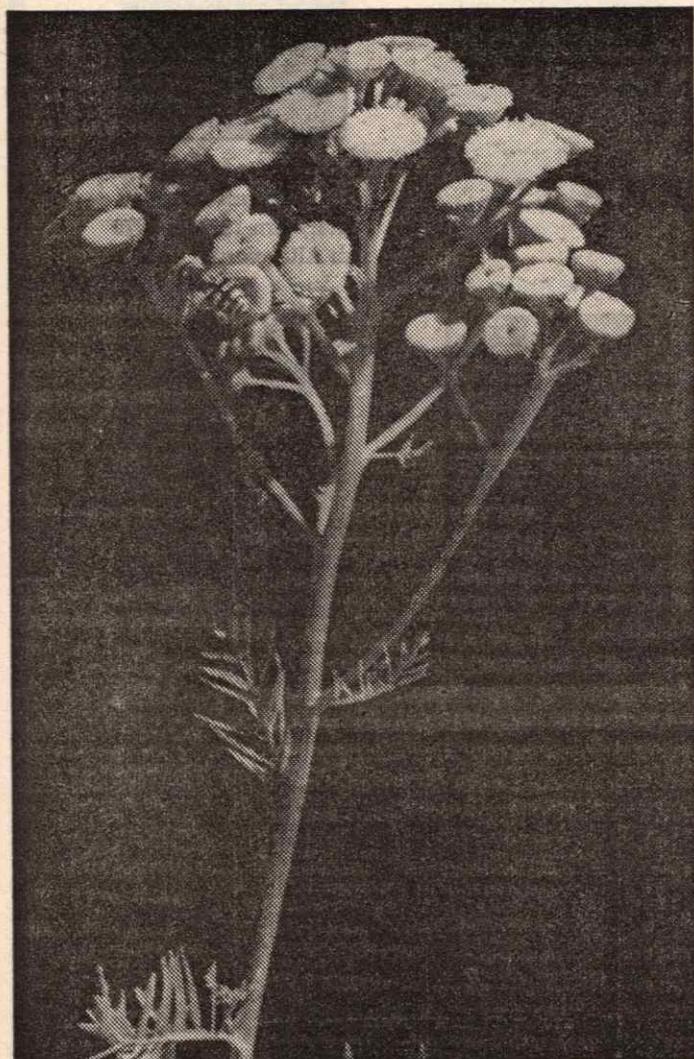
Schrifttum:

Rolf Robischon, Bauern-Badstuben am Högl, ein Beitrag zur Geschichte der Sauna (erschieden in den Freundeskreis-Blättern des Freilichtmuseums Südbayern, Heft 2, Juni 1975);

Dr. Bruno Friton, »Brechlbäder« – Saunavorläufer im Chiemgau, veröffentlicht in der Zeitschrift »Der deutsche Badebetrieb«, 42. Jahrgang, Heft 1 (1951);

Torsten Gebhard, Der Bauernhof in Bayern (Süddeutscher Verlag).

Heilpflanzen der Heimat: Der Rainfarn



Mit seinen großen gelben, strahllosen Blütenköpfen ist der Rainfarn (*Chrysanthemum vulgare*; früher *Tanacetum vulgare*) eine der stattlichsten Erscheinungen an Weg- und Wiesenrainen, auf Brachflächen und Unland. Sein deutscher Name geht auf die farnartigen, gefiederten Blätter zurück. »Rainfarn scheint / als ob es auch ein FarnGeschlecht sey.«, schreibt der Arzt-Botaniker Otto Brunfels zu

Beginn des 16. Jahrhunderts. Die zu den Korbblütlern gehörende Pflanze, die hier und dort auch Wurmkrut, Kraftkrut oder Heilwurz genannt wird, gilt seit langer Zeit als interessant in der Naturheilkunde, doch wird wegen bestimmter Giftbestandteile heute mehr und mehr zur Vorsicht geraten.

Die erste Erwähnung findet der Rainfarn in dem »Capitulare de villis« Karls der Großen, einer Landgüterverordnung aus den Jahren um 800. Die Äbtissin Hildegard von Bingen (12. Jahrhundert) sieht in der Pflanze »Reynfarn« ein gutes Mittel gegen den »nasenboz« (Katarrh) und gegen mangelnde Menstruation. Hieronymus Bock schreibt 1572: »Der samen von dem Reinfarn ist ins geschrey kommen / daß er mit honig und wein eingedrucken / die würm sol austreiben / den bauch schmerzen stillen / und den schweiss austreiben«. Als wurmtreibendes Mittel hat der Rainfarn seither seine größte Bedeutung.

Schon der stark aromatische Geruch verrät uns, daß die Pflanze ätherisches Öl enthält. Dieses Öl, das in den Blütenköpfen etwa fünfmal stärker enthalten ist als in den Blättern ist wegen seines Gehaltes an Thujon als giftig anzusprechen. Der innerliche Gebrauch des Rainfarn sollte daher nur unter ärztlicher Aufsicht vorgenommen werden. Die Wirkung wird als wurmtreibend, krampflösend und wirksam auf die Kleinbeckenorgane beschrieben. Wegen des Bitterstoffgehaltes wird Rainfarn auch bei Appetittlosigkeit, Magenbeschwerden und katarrhalischen Störungen der Verdauungswege benutzt, andere Fachleute raten ihn bei Steinleiden und Schwindel an.

Äußerlich werden die Präparate aus dem Rainfarnöl gegen Gicht und Rheuma angewendet. Die frischen zerquetschten Blätter sollen als Auflage lindernd bei Krampfadern und Geschwülsten wirken. Die Blätter sammeln wir am besten im Mai und Juni.

Im alten Volksglauben spielte der Rainfarn eine große Rolle: Er wurde als probates Mittel zur Abwehr von Hexen, Dämonen und Gespenstern angesehen und viele alte Schriften klären uns über die geheimnisvollen Kräfte unserer Heilpflanze auf.